Blätter für den häuslichen Kreis

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 7

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ein Hochzeitslied.

Nachdruck verboten.

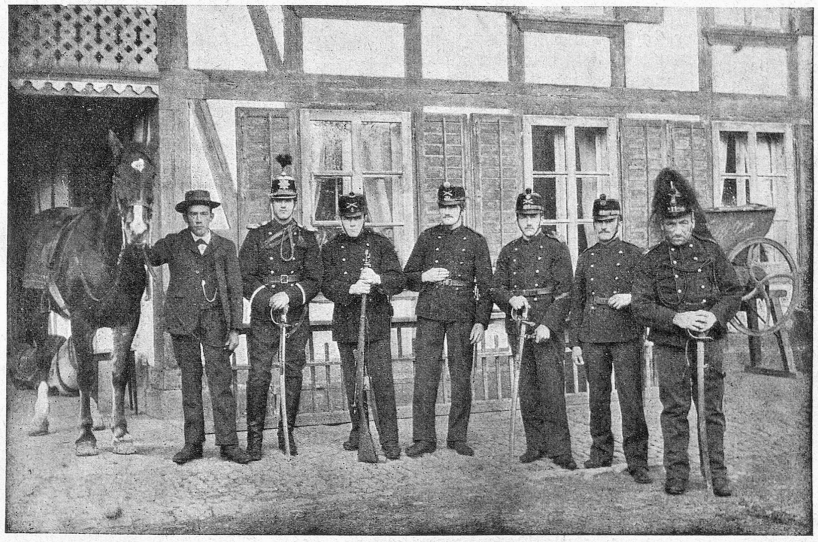
Die Schönheit leuchtet von den Bergen
In treuer Liebe stilles Tal,
Und es verklärt ein Haus im Städtchen
Des jungen Glückes Sonnenstrahl. —
Sei fromm begrüßt auf uns'rer Schwelle,
Frau Schwester, liebe Schwäg'rin mir!
Ich bringe dir mein Herz entgegen
Und segne Gott den Eingang dir!

Auch meine Brüder sind Getreue
Und unser liebes Mütterlein,
Das wird gar innig für dich sorgen,
Daß dir der Friede muß gedeih'n.
Und, lieber Bruder, der jetzt heute
Die junge Frau zum Herde führt,
Ach, mach' das neue Haus ihr teuer,
Daß nie ihr Herz das Heimweh spürt!

Ja, liebe Eltern der Erkornen,
Die jetzt ihr Kind uns anvertrau'n,
Ihr dürft es glauben, daß wir alle
Am Glück des Hauses weiterbau'n!
Tritt Euer Kind in uns're Mitte,
So ist es unser Schwesterlein
Und unser Kind, für das wir sorgen,
Daß es bei uns kann glücklich sein!

Und Gottes Hut sich zu empfehlen,
Das ist noch heut' die rechte Art,
Wenn zwei der Liebe sich verbinden,
In Freud' und Leid zur Lebensfahrt!
Ja, Freud' und Leid ist für das Leben,
Was unsern Blumen Nacht und Licht
Und uns're Treue ist der Segen,
Die Treue in der süßen Pflicht.

Rudolph Aeberly, Erlenbach.



Ein gesunder Stamm.
Alfred Schär in Huben bei Dürrenroth als Kavallerist mit seinen sechs Söhnen, von welchen fünf beim Militär sind; der sechste wird demnächst stellungspflichtig.

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

(Nachdruck verboten.)

Nach der Art junger Leute achtete Uli wenig auf das, was im Hause vorging. Er kümmerte sich nicht um der Mutter Tun und Treiben und war zufrieden, wenn sie nur am Abend mit ihm durch die blumigen Matten ging, oder in der niederen Stube bei ihm saß und mit aufmerksamen Augen zuhörte, wenn er ihr von seinen Arbeiten, Plänen und Hoffnungen erzählte.

Nach und nach war er aber doch darauf aufmerksam geworden, daß es sich im Treuhof nicht nur um ein harmloses Verkaufen von Kräutern und Salben handle. Es fielen ihm Flugblätter in die Hände und Zeitungen mit Anpreisungen des „Erlösers". Er hörte da und dort von der Wunderdoktorin, der Quacksalberin Marie Zuberbühler reden und begriff endlich, daß seine Mutter zu der angegriffenen und verpönten Kaste der Kurpfuscher gehörte.

Alfred Amman, der mit ihm das Gymnasium besuchte, hatte mitgeholfen, ihn über die Sache aufzuklären.

Es war ein harter Augenblick für Uli gewesen. Das Bild der Mutter schien ihm getrübt und blieb es eine lange Zeit. Er gehörte aber zu denen, die zu einem geliebten Menschen aufsehen müssen und die schwer darunter leiden, wenn ihnen ein Ideal zertrümmert wird.

Als er das nächste Mal in die Ferien kam, betrat er mit sehenden Augen und schmerzlichem Mißtrauen seiner Mutter Haus. — — —

Am ersten Abend schon sprach er ihr von seinen Nöten. Eigentlich sprach er nicht davon; er fragte nur: „Mutter, muß das sein?" und wies auf Tod, Dankschreiben und „Erlöser". — — —

Auf der Stelle merkte Marie Zuberbühler, daß ihr Sohn sich ein Urteil über sie bilden wolle und müsse.

„Uli", sagte sie, „ich bin die Wunderdoktorin geworden, ich habe mich nicht dazu gemacht. Es sind ihrer viele, die mir ihre Heilung verdanken."

Er zeigte auf die aufgespießten, losen Blätter und Briefe. „Und diese?"

„Klappern gehört zum Handwerk", sagte die Mutter und fügte nachdrücklich hinzu: „Zu jedem. Du wirst es auch noch erfahren." — Uli schwieg.

Er sah ihr in das fast übertrieben plastisch modellierte Gesicht mit den klugen, zielbewußten Augen, die jetzt fragend auf ihn gerichtet waren.

Seine Liebe wallte in alter Zärtlichkeit auf, und er setzte der Mutter Bild wieder an den alten Platz, hoch über allen, die er kannte. Dort sollte es bleiben, trotz ihrem Gewerbe.

Die großen Ferien brachte er aber trotzdem nicht mehr im Treuhof zu, sondern in der französischen Schweiz, wie viele seiner Freunde.

Als Uli sein Examen gemacht und mit Auszeichnung bestanden, ging er längere Zeit nach London und Wien. Noch ehe er zurückkam, wurde ihm von Professor Baumer die Stelle des ersten Assistenten an seiner Klinik angeboten, die er freudig annahm. Drei Tage brachte er zu Hause zu, ehe er seinen Dienst antrat.

Sein Unwille gegen das ihm unbegreifliche, dem Mediziner widerwärtige Getriebe im Treuhof, und die Anhänglichkeit und Verehrung, die er für seine Mutter empfand, standen sich feindlich, gleich zwei Geharnischten gegenüber. Doch blieb die Sohnesliebe Sieger.

Die starke Persönlichkeit Marie Zuberbühlers, ihr sicheres Urteil, ihr klarer und niemals kleinlicher Geist machten auch diesmal wieder einen starken Eindruck auf den Sohn.

Um diesen Eindruck festhalten zu können, mußte er ihr fernbleiben. Auf dem Treuhof mit dem vielen Drum und Dran, das nicht seine Mutter war, aber zu ihr gehörte, konnte er nicht leben.

Marie Zuberbühler war nicht im Zweifel darüber, was in ihrem Sohn vorging. Trotzdem sie bedrückt darauf wartete, ob sein Herz sich von ihr wenden werde, ging sie doch ruhig ihren Weg und tat ihre Arbeit wie sonst. Sie wollte Uli weder beeinflussen, noch ihm etwas verbergen.

Als er ihr aber beim Abschied die Hand drückte und ihr liebevoll wie immer in die Augen sah, fühlte sie mit warmer Freude, daß er ihr geblieben war.

Seither war Uli nicht wieder zu Hause gewesen. — — —

Marie Zuberbühler fuhr mit Tefil ins Städtchen, um den Heimkehrenden zu begrüßen. Er kam mit dem Schiff, den herrlichen Sommertag zu einer Fahrt auf dem Bodensee benützend.

Schon vom Deck aus begrüßte er die Mutter und Tefil. Er war breiter geworden, fast ein wenig gedrungen. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck von Güte. — Die Lippen preßten sich aufeinander, als wollten sie die Worte nicht durchlassen. Das Kinn war schmal und fein. Die dunkeln Augen hatten den Blick behalten, den schon der schweigsame, liebebedürftige und schwärmerische Junge gehabt hatte.

Er schwenkte den Hut, als er die Mutter und Tefil erkannte, und die Freude, die den heimkehrenden Menschen erfaßt, kam über ihn. — Er sehnte sich darnach, die Hand der Mutter zu fassen und die Schwestern wiederzusehen und er freute sich, Tefil zu begrüßen, der von klein auf sein Freund gewesen.

Als er vor ihnen stand, legte ihm Marie Zuberbühler die Hand auf die Schulter.

„Grüß Gott, Uli! Schön, daß du gekommen bist. Und welch' herrlichen Tag hast du zu deiner Fahrt gehabt!" Sie wies auf die schimmernde Wasserfläche, die zu ihren Füßen sich ausbreitete.

„Der See hat gefunkelt wie geschmolzenes Silber", sagte Uli mit seiner angenehmen Stimme. — Als sie im Wagen saßen, fragte er nach Margrit, dann nach Susi.

„Sie ist so rund und rotbackig wie ein Aepfelchen aus der Pension gekommen", sagte Marie Zuberbühler. „Du wirst deine Freude an ihr haben."

Uli fühlte, daß er sich jetzt nach der Mutter Beruf, ihrer Tätigkeit und ihren Erfolgen erkundigen sollte. — Aber er scheute die Frage. Dann überwand er sich.

„Und du, Mutter, bist du zufrieden mit deinem Geschäft? Und wie geht es dir sonst?"

„Ich bin zufrieden", sagte Marie Zuberbühler kurz und dachte an die Heilung von Anna Steiger. „Als du ein kleiner Junge warst, hast du die roten Punkte auf meiner Karte gezählt. Jetzt könntest du sie nicht mehr zählen."

Uli schwieg.

„Warum kommst du heim?" fragte die Mutter.

„Das möchte ich dir lieber heute abend sagen, wenn wir ungestört sind."

„Gut."

Den Rest des Weges erzählte Uli von seiner Arbeit, dem Professor Baumer und von dem Spital, an dem er nun zwei Jahre tätig gewesen war. Seine Augen leuchteten dabei. — Aufmerksam betrachtete die Mutter des Sohnes Gesicht. Es trug den Stempel derer, die sich für eine Sache opfern können, wenn es sein muß.

„Bist du glücklich in deinem Beruf?" fragte sie.

„Ja", sagte er einfach, „er geht mir über alles."

Der Wagen hielt. Im Hofe warteten Margrit und Susi auf den Bruder.

„Tausend noch einmal, seid ihr hübsch geworden", rief er und küßte und umarmte seine Schwestern.

Sie führten ihn hinauf in sein Zimmer, oben über der Doktorin Stube. Sie hatten es mit Blumen geschmückt, die in einem dunkelgrünen, glasierten Topf standen. Die Ranken und Zweige schwankten über den großen, runden Tisch in weitem Bogen. Zwischen den Zweigen glühten Geranien und Rosen.

„Wie schön!" rief Uli. „Das ist dein Werk, Susi."

„Ja", sagte Susi stolz.

Als Uli sich vom Reisestaub gesäubert hatte, begaben sich die Geschwister hinunter in den großen Raum hinter der Wirtsstube, in dem die Familie ihre Mahlzeiten einnahm zusammen mit den Angestellten des Hauses.

Es war eine große, helle, weißgetünchte Stube. Keine einzige Fliege summte darin herum, Marie Zuberbühler duldete keines der schwarzen, frechen und unappetitlichen Ungeheuer. Kleine, durchsichtige Vorhänge schmückten die Fenster.

Vor Marie Zuberbühlers Platz lag ein gewöhnliches Gedeck, eine dreizinkige Gabel und ein Löffel aus Zinn, wie sie es von jeher gewöhnt war. Vor Dr. Wezinger und ihren Kindern aber lagen silberne Bestecke, standen geschliffene Gläser, und waren feine Servietten kunstvoll gefaltet. Vor der Doktorin Platz hatte man ein Glas Wasser gestellt, vor den

Herren stand eine rote und eine weiße Karaffe Weines. Die lange Tafel war in zwei Hälften geteilt.

Der obere Teil war weiß gedeckt und mit Blumen geschmückt, eine Aufgabe, die sich Susi niemals nehmen ließ. Auf dem zweiten Tisch lag ein graugewürfeltes Wachstuch. Auch die Speisenfolge war eine andere.

Gewöhnlich saß die Doktorin obenan, rechts neben ihr ihre Töchter, dann Dr. Wezinger. Heute war für Uli zwischen den Schwestern und dem Assistenten gedeckt. Gegenüber aßen die Pflegerinnen.

Tefil war nicht zu bewegen gewesen, am obern Tisch Platz zu nehmen. Er saß mitten unter den Knechten und Mägden des Treuhofes. Uli versuchte es immer wieder, ihn zu überreden, daß er hinaufrücke.

„Mir zuliebe oder zur Ehre", bat er.

„Ich bin an meinem Platz", sagte der Buckelige. Seine blauen Aeuglein hafteten mit väterlicher Liebe auf dem jungen Arzt.

Dr. Wezinger kam langsam und gemessen zur Türe herein. Susi, die vorne am Tisch stand, stellte vor. Die beiden Männer maßen sich mit einem kurzen Blick.

„Einer, der besser sein will als andere", dachte Wezinger, als er in Ulis ernstes und aufrichtiges Gesicht sah. Eigentlich fühlte er: „Der ist besser als ich." Aber das gab er nicht zu.

„Ein gescheites Gesicht", urteilte Uli. „Aber keine guten Augen." Sie schüttelten sich die Hände und setzten sich.

Wezinger nahm an, Dr. Zuberbühler wundere sich, daß er, der Arzt, sich in Marie Zuberbühlers Haus aufhalte. Er glaubte sich auch nicht zu irren in der Annahme, daß der junge Doktor von seiner mißglückten Werbung Kenntnis habe. Es lag ihm daher am Herzen, sich im besten Lichte zu zeigen, und er brachte das Gespräch bald auf wissenschaftliche Dinge und ließ sein glänzendes Wissen leuchten.

Angeregt durch den Assistenten, kam auch Uli bald ins Feuer. Alle anderen schwiegen. Margrit sah bewundernd zu dem verkannten Geliebten auf, und Marie Zuberbühler hörte zu. Sie verstand sehr wohl, um was es sich handelte in dem Gespräch der beiden Mediziner und hätte mitreden können, doch sie schwieg. Die Knechte und Mägde, Tefil an der Spitze, hörten andächtig die lateinischen Namen fallen und über Krankheiten reden, von denen sie nie auch nur den Namen gehört hatten.

Die Doktorin merkte, daß ihr Sohn vermied, den Kollegen nach dem Nächstliegenden, seiner Tätigkeit in ihrem Hause, zu fragen, und daß Wezinger ebenfalls einen weiten Bogen im Gespräch machte, um diesen Punkt nicht berühren zu müssen und ängstlich bemüht war, sich im Licht der allgemeinen Wissenschaft zu sonnen.

Uli hätte gerne die Mutter ins Gespräch gezogen, aber er wußte nicht, wie er das auf geschickte Weise fertig bringen sollte. Sie unterrichtete ihn in ihren seltenen Briefen nie über ihre eigenen Interessen und Erfolge und sprach stets nur von den Zielen und Aussichten des Sohnes. — Beide empfanden es schmerzlich, daß eine Scheidewand zwischen ihnen aufgerichtet war, die auch die herzlichste Liebe nicht zu entfernen vermochte.

„Bist du frei diesen Nachmittag, Mutter?" fragte Uli. „Wir könnten zusammen in den Wald gehen."

„Nein, leider nicht. Die Steiger kommen, und dann habe ich meine Sprechstunde." Sie sagte es ruhig und bestimmt.

Der Sohn sah nicht auf. Das Wort kam ihm anmaßend vor, wo es sich doch nur darum handeln konnte, eine Salbe und einen Trank anzupreisen. Doch ärgerte er sich sogleich über seine unfreundliche Regung und sagte herzlich:

„Das tut mir leid. Da sind Sie wohl auch beschäftigt, Herr Kollege?"

„Da ich nur noch während zwei Tagen der Sekretär Ihrer Mutter sein werde, so gibt es heute allerdings viel zu schreiben", sagte Wezinger. „Die Behandlung der Kranken besorgt sie allein." Es lag eine entschiedene Abwehr in seinen Worten. — Alle fühlten es, daß der Arzt nicht gemeinsame Sache mit der Quacksalberin mache.

Uli suchte nach einem Wort. Da erlöste ihn Susi, indem sie harmlos sagte:

„Zu Ihnen haben die Leute auch nicht so viel Vertrauen wie zur Mutter. Und das ist wichtig, nicht wahr, Uli?"

„Sehr", sagte der Bruder rasch, froh über Susis Wort. „Und ihr zwei, kommt ihr heute nachmittag nicht mit in den Wald?" Fragend sah er auf die Mädchen.

„Geht nur", erlaubte die Mutter und sah freundlich von einem ihrer Kinder zum andern. „Tefil kann heute in der Wirtschaft helfen und eine der Mägde."

Tefil und die Dienstleute erhoben sich geräuschvoll, die Stabellen unnötig laut rückend und wieder unter den Tisch stellend. Sie wischten sich mit dem Handrücken den Mund und gingen schweigend hinaus. Auch die beiden Pflegerinnen, die während des Essens kein Wort gewechselt, verabschiedeten sich mit einem Neigen des Kopfes.

Marie Zuberbühler hatte dafür gesorgt, daß ihre Tochter nicht mehr mit Wezinger zusammentraf. Sie konnte aber die Blicke nicht hindern, die die beiden einander zuwarfen. Stirnrunzelnd stand sie in der Fensternische und winkte ihre Tochter zu sich heran.

„Besorge den schwarzen Kaffee!" befahl sie.

„Und die schönen Tassen?" fügte Susi bittend hinzu. — Die Mutter nickte, und Susi eilte zu einem kleinen Schränkchen in der Ecke und holte ein halbes Dutzend der feinsten chinesischen Tassen heraus, nebst einer schweren, silbernen Zuckerdose.

„Das alles hat Mutter von einer Patientin erhalten", erzählte sie, indem sie das feine Porzellan auf den Tisch stellte. „Es war eine vornehme Dame", fügte sie hinzu.

„Also vornehme Damen kommen hierher, um sich kurieren zu lassen", dachte Uli. „Es ist unglaublich." — Der Kaffee kam, und das Gespräch drehte sich nun hauptsächlich um gemeinsame Bekannte der drei Geschwister und um die Stadt, in der sie aufgewachsen waren, und die auch Wezinger und Marie Zuberbühler kannten.

Die Doktorin saß neben ihrem Sohne und hielt seine Hand in der ihren. Behaglich führte sie dann und wann eine Prise zur Nase, den kleinen Finger ausspreizend, und jedesmal flog über Wezingers Gesicht der bekannte Ausdruck: ordinär. Bald verabschiedete er sich.

Wenige Minuten vor zwei Uhr erhob sich auch Marie Zuberbühler.

„Es tut mir leid, ich muß gehen." Noch einmal griff sie in die Tasche. Uli lächelte.

„O Mutter, was bist du altmodisch. Wo gibt es noch Menschen, die schnupfen?" Sie lachte.

„Laß mir meine Prise, ich lasse dir deine Zigarre, dann hat keins dem andern etwas vorzuwerfen. — Auf Wiedersehen heute abend."

Uli sah ihr nach, wie sie mit ihrem raschen Schritt durch die Stube ging, in dem einfachen, schwarzen Kleide und den glattgescheitelten Haaren. Er fühlte, wie er sie liebte.

„Sie ist eine seltene Frau", dachte er, und verglich die Mutter mit allen Frauen, die er kannte. Es war keine darunter, die ihm höher zu stehen schien.

Die Schwestern hatten sich inzwischen ihre Gartenhüte geholt und führten den Bruder durch die Wirtsstube ins Freie hinaus.

„Sieh', wie vornehm der Hof aussieht, seit die Mutter ihn neu hat pflastern lassen", rief Susi stolz, indem sie mit ihrem zierlichen Finger auf die kunstvoll aneinander gereihten, schmalen Steine mit den runden Rücken zeigte, über die sie schritten. „Und komme in den Stall und sieh' das neue Pferd. Es kennt mich; es wiehert, wenn ich komme. — Ich gebe ihm aber auch immer Zucker."

Sie waren in den schönen, hellen Stall eingetreten, der so sauber war, daß die Mädchen kaum ihre Rocksäume zu heben brauchten. Susi streichelte das rostfarbene, glänzende Fell des Tieres, das mit seinen Hufen ungeduldig scharrte und mit den rosigen Nüstern ihre Hand suchte.

„Welch' prachtvollen Schweif es hat", lobte Uli.

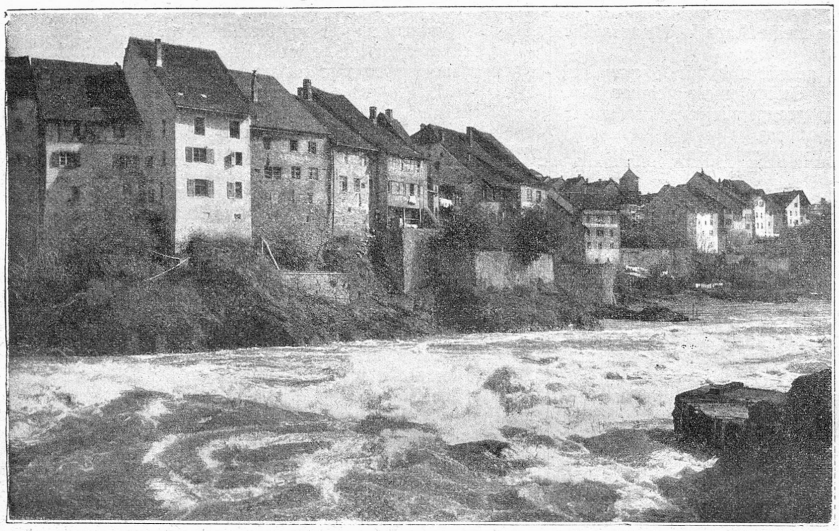
„Mutter erlaubt nicht, daß man ihn zurückschneidet, obgleich es gegen die Mode ist", sagte Margrit.

„Sie hat recht; es wäre schade." Uli klatschte Joe auf die spiegelnde Seite.

„Und jetzt komm' noch zu unseren Hühnern!" rief Susi in hellem Eifer und zog den Bruder am Aermel, denn sie traute seiner Bereitwilligkeit nicht ganz. Doch er ließ sich führen, fragte aber:

„Was gibt es da zu sehen? Huhn ist Huhn!"

„Was? Huhn ist Huhn?!" rief Susi und riß ihre großen Augen empört auf. „Auch noch! Das ist gerade so, als ob du sagtest: Mädchen ist Mädchen." (Fortsetzung folgt.)

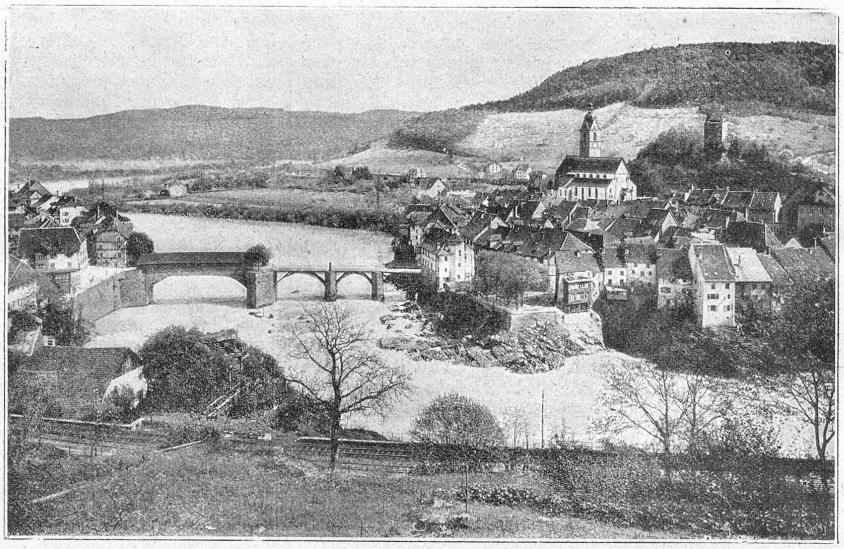


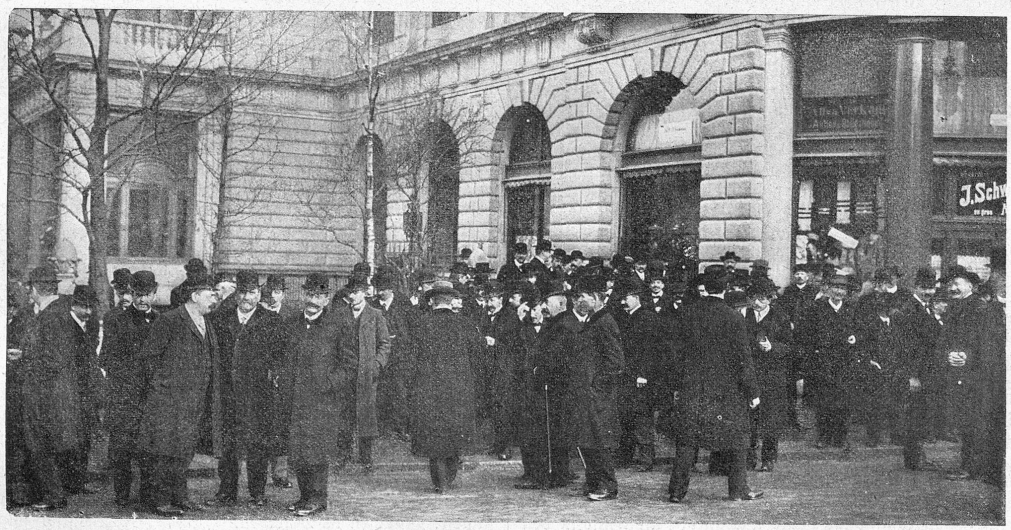
Das alte Laufenburg

mit seinem hübschen Landschaftsbild, den Stromschnellen des Rheins und der Rheinbrücke, wie sie nebenstehend im Bild verewigt werden, ist im Verschwinden begriffen; auch der letzte Zeuge vergangener Zeiten, die alte Brücke, wird nächstens durch eine neue ersetzt werden. Das Alte stürzt und neues Leben blüht aus den Ruinen! Mit dem Zerfall des Alten wird durch das neu entstehende Elektrizitätswerk ungewohntes Leben in das alte Rheinstädtchen kommen, Industrie und Gewerbe werden aufblühen und die stillen Gassen elektrifizieren. Das neue Werk wird unterhalb dem Städtchen, im sog. Schäffigen, erstellt.

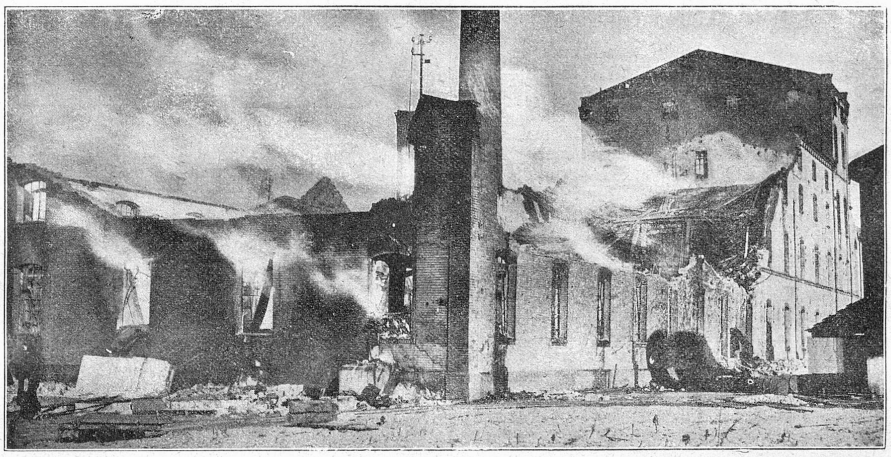
Die sogen. St. Galler Trottoirbörse

hat Anlaß zu einem kleineren Volksauflauf gegeben. Trotz polizeilichem Verbot wollen die Fabrikanten und Fergger durchaus nicht von dem altväterlichen Gebrauch ablassen, ihre Geschäfte auf offenem Trottoir abzuwikkeln, statt drinnen in der Börse. Kürzlich weigerte sich ein Besucher des Fabrikantenmarktes, der polizeilichen Aufforderung, zu passieren, Folge zu leisten und setzte dem Polizisten Widerstand entgegen. Als dieser von seinem Recht Gebrauch machen wollte, wurde er umringt, so daß er glaubte, blank ziehen zu müssen. Eine Abteilung Polizisten mußte die Ordnung herstellen. (S. Bild unt.!)



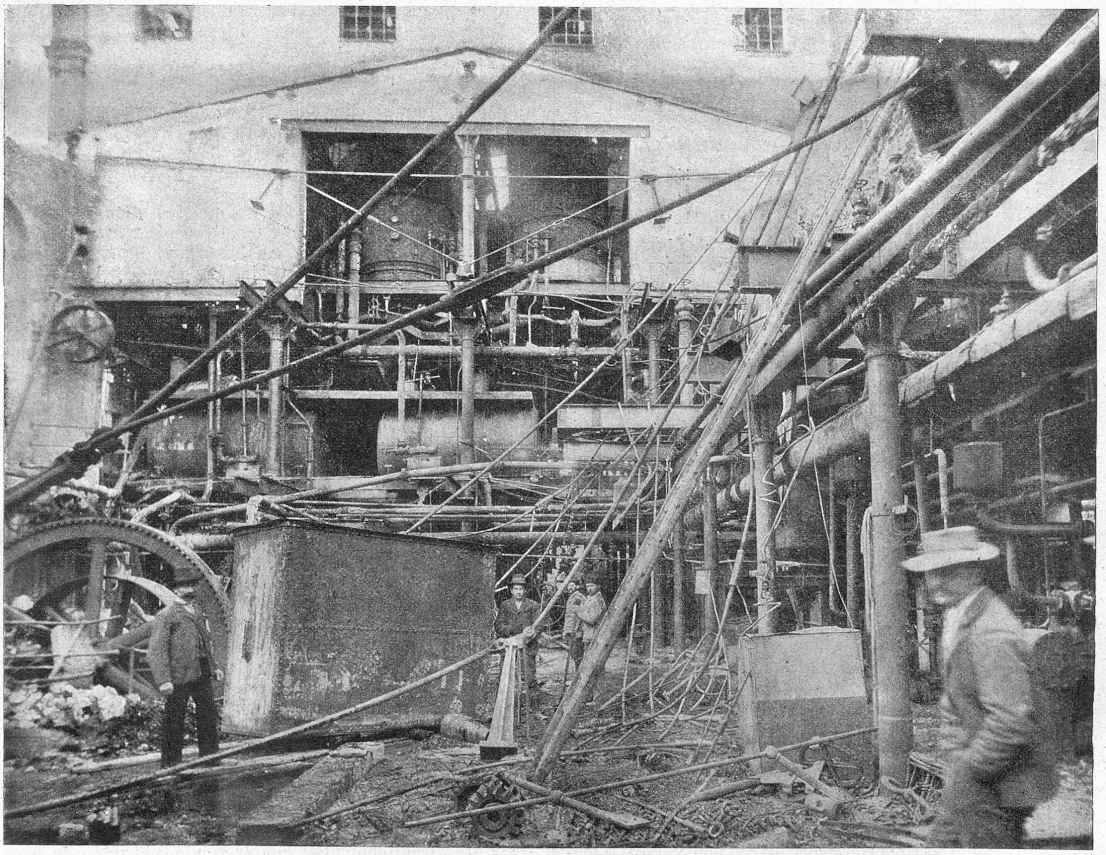


Vom Brand der Zuckerfabrik Aarberg.



Das brennende Fabrikgebäude.

Der Brand der Zuckerfabrik Aarberg bedeutet für das ganze Seeland ein schweres Unglück. Bekanntlich ist das Unternehmen nach seinem Zusammenbruch durch die Kantonalbank von Bern rekonstruiert worden und erfreute sich seither einer erfreulichen fortschreitenden Entwicklung, so daß in den letzten Jahren bedeutende Abschreibungen gemacht werden konnten. Das abgelaufene Betriebsjahr wurde mit einem namhaften Gewinn abgeschlossen. Die Fabrik wurde aus dem Konkurs um die Summe von 1½ Millionen erworben, ein Neubau würde jedoch das Doppelte kosten, so daß die Rendite neuerdings in Frage gestellt wäre. Der Wiederaufbau der Fabrik wird von der Berner Kantonalbank abgelehnt und muß auf die bäuerlichen Kreise abgestellt werden.



Die ausgebrannten Maschinenräume, ein wüstes Bild der Zerstörung.

Wenn die Tage länger werden . . .

Novellette von L. Horner.

(Nachdruck verboten.)

Der Bahnzug zuckelte an der Landschaft vorüber. — An einem Fenster des Abteils zweiter Klasse stand der einzige Insasse, ein Mann von etwa 35 Jahren. Er war mittelgroß, breitschulterig und hatte ein Alltagsgesicht. — Etwas Vertrauenerweckendes lag in seinen Mienen. Er war ein so guter, selbstloser und bescheidener Mensch, der Hermann Larsen. Renommieren und Hervortuen waren ihm fremd; nur mit etwas hatte er, wider Willen, allgemein Aufmerksamkeit erregt, — mit seiner schönen Baritonstimme bei dem großen Sängerfest vor Jahresfrist.

Glücksversonnen hingen Hermann Larsens Augen an der vorübergleitenden Landschaft. — Nüchterne, mit kleinen Schneefetzen bedeckte Stoppelfelder, darüber, laut krächzend, ein Rabenschwarm sich erhob. Hier und dort unterbrach ein Baum, mit weitausgestreckten Aesten, das einförmige Bild. Trostlos aber war es nicht. Denn die Aeste trugen braune Knospen und über der Landschaft lag jener eigene süße Schein, der den nahenden März ankündet.

Wenn die Tage länger werden,
Hebt das Herz sich in der Brust.
Leichter wird es dann auf Erden,
Alles atmet Lust.

Aehnliche Gedanken waren es, die den sinnenden Mann bewegten. Er sah nicht die Nüchternheit der Landschaft, er sah den eigenen süßen Schein. Und von diesem Schein umwoben, im Geiste eine junge, holde, heißgeliebte Mädchengestalt. Von seinem Arm umschlungen, von seinem flatternden Mantel halb umhüllt, waren sie durch die hehre Natureinsamkeit geschritten — vor Jahresfrist, als die Tage länger wurden. — — —

Er glaubte den Wind wieder zu spüren, der jauchzend über ihren Häuptern dahingezogen war. Und die Wolken am Himmel wieder jagen zu sehen, vorüber an der blassen Mondscheibe am Firmament, gerade über der Anhöhe mit ihren dunklen Tannen. Ueber den Gründen hatten Nebel gebraut und die letzten Schneespuren hatte der West dahingeschmolzen. Und Hermann Larsen glaubte das selige Klopfen seines Herzens wieder zu hören, während er geredet hatte, gute, ehrliche Mannesworte, und daß sie es niemals bereuen solle, daß sie auf sein stürmisches Werben hin ihm ihr Jawort gegeben — niemals.

Seine Stimme hatte gebebt und die bärtigen Lippen, als er Liesbeth Walter zum Abschied geküßt. Wortlos, mit einem süßen Lächeln, hatte sie an seiner Brust gelegen und seine Küsse geduldet. Erwidert hatte sie dieselben nicht. Sie war noch so schüchtern, sein 17jähriges Lieb, und sie war ja vor der Welt noch nicht seine Braut. Sie hatten ja Rücksicht nehmen müssen auf Liesbeths Großvater, bei dem die Waise lebte, diesen sonderbaren, alten Mann, der wetterte, ein Mädel sei mit 17 Jahren noch ein Kiekindiewelt und dürfe von Liebe noch nichts wissen; das tauge nicht und ginge niemals gut, wo es geschehe.

Dagegen hatte der Alte bereitwillig sein Haus geöffnet, als das große Bundessängerfest im Orte tagte und die Bürger den aus allen deutschen Gauen herbeiströmenden Sangesbrüdern Gastfreundschaft gewährten.

Den Kaufmann Hermann Larsen hatte nun der Zufall als Gast zum alten Walter geführt und in den wenigen Tagen seines Aufenthaltes dort hatte es sich zugetragen, daß der ruhige, besonnene Mann, der bisher keine zur Frau begehrt hatte, sich Hals über Kopf in das blutjunge, schlanke Ding, die Liesbeth, verliebte. Nun, und sie? Sie machte ihm freundliche Augen vom ersten Tage an und ward jedesmal rot, wenn er sie anredete. In Frauenherzen zu lesen, verstand Hermann Larsen nicht, und so blieb es ihm auch unklar, ob er in dem Herzen des Mädchens zärtliche Gefühle geweckt habe, denn freundlich war die Liesbeth zu jedermann, das lag in ihrem Charakter. Tatsache aber war, daß sie ganz begeistert gewesen, als sie den Gast hatte singen gehört. Und was nicht die Anerkennung des Sängerbundes vermocht, vermochte das naive Urteil Liesbeths — zum ersten Mal empfand Larsen mit freudigem Stolz seine musikalische Begabung. Und als dann Großpapa Walter ihm die Hand auf die Schulter legte und freundlich sagte: „Wenn man Sie singen hört, Herr Larsen, wird einem wieder jung um das Herz", da glaubte Larsen nicht zögern zu brauchen — der Alte würde später schon, vielleicht wenn Liesbeth das achtzehnte Jahr erreicht, seine Einwilligung geben — und sprach dem geliebten Mädchen von seiner Liebe und ob es ihm treu bleiben wolle. Ueber's Jahr vielleicht könnten sie sich verloben; er hoffe inzwischen zum Prokuristen zu avancieren, und wie sehnlich er wünsche, ihr ein sorgenfreies Los bieten zu können. —

Und Liesbeth hatte „ja" dazu gesagt und hatte sich von Hermann Larsen küssen lassen. — Sie waren geschieden mit der Hoffnung: Uebers Jahr, wenn die Tage länger werden, dann — dann — — —

Zuweilen war ein Brief von Liesbeth gekommen. Sie war eine rührend ungeübte Briefschreiberin und ihre Versicherungen von Liebe ebenso rührend unbeholfen. Hermann Larsen las daraus die ganze reizende Kindlichkeit seines siebzehnjährigen Lieb, und als letzthin die unbeholfenen Briefchen spärlicher wurden, dachte er: der Großpapa ist am Ende hinter die Sache gekommen; es ist notwendig, daß die Heimlichtuerei aufhört. Und gut und schön, daß es geschehen kann, denn seine Avancierung stand bevor.

Und nun war es soweit und just zu der Zeit, wie er vorausgehofft, als die Tage länger wurden. . . . Was an Sehnen und Wünschen und was an Treue und liebenden Gedanken in dieser langen Wartezeit Larsen bewegt, das leuchtete jetzt aus seinem ehrlichen Gesicht.

Der eigene süße Schein begann zu verblassen; die ersten Schatten der Dämmerung sich zu senken. Bevor sie hereingebrochen, würde er am Ziel sein. — Seine liebende Ungeduld wollte mit dem sonst so Ruhigen, Besonnenen durchgehen. Wieder und wieder sah er auf die Uhr, malte sich den Augenblick des Wiedersehen aus und Liesbeths glückliche Überraschung. . . . .

Der Zug passierte die letzte Haltestation. Zwei Minuten Aufenthalt! Die Tür von Larsens Abteil wurde aufgerissen und ein dicker, pustender Herr, mit bedenklich rotem Kopf, aber vergnügten Mienen, stieg mit vielen Uff's und Oh's ein.

Larsen kam die Persönlichkeit bekannt vor, ohne doch zu wissen, wo er den Herrn schon gesehen. Dieser hatte ihn gleichfalls fixiert und rief nun plötzlich: „Potz Tausend, sind Sie nicht Hermann Larsen, der famose Bariton vom letzten Sängerfest?"

Und auf dessen freundlich-erstaunte Zustimmung rief der andere lebhaft: „Na, sehen Sie wohl Herr Larsen, mein Gedächtnis ist offenbar besser, als das Ihre, denn ich merke schon, Sie wissen nicht, wer ich bin! Ihr Sangesbruder, Fritz Köhn, aus Z. zu dienen."

„Aus Z.? Dahin will ich gerade, Herr Köhn!" rief Larsen, dem das Herz aufging, wenn er den Ort nennen hörte, wo Liesbeth wohnt. Und seiner freudigen Erregung nachgebend, bekannte er: „Ich will meinen freundlichen Gastgeber vom Sängerfest, den alten Herrn Walter, besuchen."

„Zum alten Walter wollen Sie?" rief Herr Fritz Köhn und rieb, vielsagend lächelnd, die dicken Daumen umeinander. „Nun, da kommen Sie ja wohl gerade zur rechten Zeit, — man munkelt ja, es soll Verlobung geben."

In Larsens, jeder Verstellung unfähigem Gesicht, ging eine Veränderung vor. „Verlobung —?" wiederholte er langsam und fühlte seinen Herzschlag stocken.

„Freilich!" lachte der ahnungslose Dicke. „Und ganz Z. ist erstaunt darüber, daß der alte Herr nun doch so plötzlich nachgegeben hat, denn seine Reden gingen ja stets dahin, ein Mädchen dürfe nicht so blutjung unter die Haube —."

„Wer ist denn der Bräutigam?" unterbrach Larsen ihn. Alles Blut war ihm zum Herzen zurückgeschossen, so daß er meinte, sein Nachbar müsse das wilde Klopfen in seiner Brust hören. Liesbeth hat dem Großpapa gebeichtet, so ist's, und der Bräutigam bist du, schrie die Stimme seines Innern; sie schien unsinnig wild, als sie betäuben, was an Zweifeln ihn noch eben hatte erblassen gemacht. Und nun mußte es ja kommen, daß der andere sagte: Wer der Bräutigam ist, weiß noch keiner —.

Herr Fritz Köhn lachte wieder sein dröhnendes Lachen. „Wer der Bräutigam ist?" hob er richtig jetzt an. „'n verflixt hübscher Bengel, erst 24, und ein Großneffe des Herrn Walter und vermögend, recht vermögend. Na, da bleibt das

Geld hübsch in der Familie und dies hat auch wohl den Alten bekehrt. Übrigens hat das Fräulein Liesbeth sich großartig herausgemacht, — es ist jetzt das schönste Mädchen in Z."

Der Erzähler fand Herrn Larsen heute recht unzugänglich — der Mensch schwieg sich ja förmlich aus. Beharrlich sah er den roten Lichtern entgegen, die vom Z.ter Bahnhof herüberleuchteten, denn der Zug näherte sich jetzt demselben.

Der eigene süße Schein war jetzt völlig erloschen, aber die Gegend noch deutlich zu erkennen, und Herr Fritz Köhn, der seine Uhr hervorgezogen hatte, bemerkte: „Richtig, schon sechs Uhr und beinahe noch Tageslicht! Und vor wenigen Wochen mußte man fast den ganzen Tag Licht brennen! Ja, es ist doch 'ne schöne Sache, wenn die Tage länger werden . ."

Zehn Minuten später stand Hermann Larsen allein auf der Straße von Z. Er hatte seine Reisetasche niedergesetzt und starrte wie abwesend vor sich hin. Warum war er nicht auf dem Bahnhof geblieben, bis der Zug kam, der ihn in die Heimat zurückbrachte? Was wollte er denn in den Straßen hier? Wohin wollte er? Etwa sich Gewißheit holen, Liesbeth Walter fragen: Ist es wahr, bist Du mir untreu geworden?

Ein Schritt schreckte Larsen aus seinen verzweifelten Grübeleien. Der Briefträger war es, der herankam. Als er Larsen erblickte, blieb er grüßend stehen: „Schönen Gruß, Herr Larsen, lassen Sie sich auch 'mal wieder in Z. sehen? — Herrjeh, da fällt mir ein, daß ich vorhin 'n Brief mit Ihrer Adresse im Briefkasten gefunden habe und ihn eben mit zum Postamt nehmen will. Da braucht das Ding ja nicht erst die Reise zu machen — sehen Sie, da steht's: Herrn Hermann Larsen in Jestedt. Bitt' schön! — Das war 'ne rasche Beförderung — was? ha, haa! Und wenn der Herr sofort lesen will, kann er's auch haben dazu reicht das Tageslicht gerade noch! Es bleibt ja jetzt schon bis 6 Uhr hell. Ja — ja, wenn die Tage länger werden, das ist 'ne schöne Zeit!"

Auch Hermann Larsen hatte einst so gedacht. Und der freundliche Postbote hatte recht — der Rest des Tageslichtes reichte gerade noch aus zum Lesen der wenigen Zeilen, die das dünne Briefchen enthielt. Sie lauteten:

„Verzeihen Sie mir, Herr Larsen, wenn ich Ihnen Schmerz bereite. Doch ich kann Sie nicht heiraten, denn ich liebe einen anderen. —

Liesbeth Walter."

E war ein so guter, vernünftiger Mensch, der Hermann Larsen, er hat die große Enttäuschung seines Lebens mannhaft überwunden. Nur alljährlich, wenn die Tage länger werden, zieht die Erinnerung an die süßeste Stunde und an die bitterste Stunde seines Lebens ihm schmerzlich durch die Seele.

Jugendliche Großstadt-Auswüchse.

Von H. F.

(Nachdruck verboten).

Wie sehr Zürich sich der Großstadt nähert, davon hatte ich unlängst ein trauriges Beispiel: Es war an dem Tage, wo am frühen Morgen jene entsetzliche Roheit ruchbar geworden, daß der Inhaber der kleinen Schnapswirtschaft, Sihlstraße 19, sein Küchenmädchen in der Nacht derart mißhandelte, daß es seinen Verletzungen erlag. Ich hatte im Warenhaus Jelmoli Einkäufe besorgt und war im Begriff, durch eines der hinteren Gäßchen mich zu entfernen, als ich zu meinem größten Erstaunen eine schrecklich aufgeregte Menschenmenge sah, dicht geschart vor eben jener kleinen Wirtschaft. Nicht weit davon war ein Rudel kleiner Jungen, ebenfalls eifrig sprechend, versammelt und an diese wandte ich mich mit der Frage: was denn eigentlich hier los sei. Der Sprecher und Anführer der jugendlichen Gesellschaft, maß mich erst verwunderten Blickes ob meiner Unwissenheit (er mochte vielleicht 10 Jahre zählen, seine Kameraden waren ziemlich jünger), dann meinte er, ziemlich herablassend: „Das können wir Ihnen freilich sagen, aber erst abladen! Dabei machte er die nicht mißzuverstehende Geste des Geldzählens und klimperte mit der andern Hand vernehmlich in seiner Hosentasche, während die kleineren Knirpse recht frech dazu lachten. — Ich war ganz starr und, wahrscheinlich um mir Mut einzuflößen, fuhr der Sprecher fort: „Wissen Sie, das ist eine feine Gelegenheit, etwas „Moos" zu bekommen, dort der Kleine — er deutete auf einen Jungen, der kaum 7 Jahre zählen mochte — der wohnt im gleichen Haus, wo die Geschichte passiert ist, der weiß ganz genau, wie es zuging, wir haben schon schön verdient damit, wenn er es den Leuten erzählt. Schaudernd wandte ich mich ab — wohin soll das führen, wenn die Jugend schon so früh, Geschehnisse solcher Art, die jeder Schweizer als eine Schmach empfinden muß, als Gelderwerb auszunützen, Gelegenheit findet?

Der Februar.

Von Elimar Kernau.

(Nachdruck verboten.)

Der Februar
Flicht sich Frühlingshoffen ins Haar!
Wenn auch die Stürme brausen voll Macht,
Lenzwunder werden jetzt doch schon vollbracht:
Werden geboren in Frösten und Schmerzen;
Merkst sie noch nicht, denn der Winter ist roh —
Aber balde, balde im Märzen
Machen sie Herz dir und Seele froh!

Tag um Tag stürmt wild durch die Welt,
Sind gar rauhe, harte Gesellen, —
Doch die Saaten keimen und schwellen,
Hauchen schon gründlich das braune Feld!
Herze sei still, nun währt's nicht mehr lang:
Ein paar Wochen müssen noch rinnen,
Dann werden zwitschernd und jubelnd beginnen
Amsellocken und Lerchensang!

Will auch der goldene Sonnenschein
Ständig nicht weilen vor deinem Fenster,
Nahen auch manchmal noch Wintergespenster, —
Gib dich darein!
Was deine Augen von ferne sah'n,
Kommt doch mählig näher geschritten:
Freude erblühet nur dem, der gelitten!
Kannst nicht alles auf einmal ha'n!

Nebel steigen
Und tanzen den Reigen . .
Wolken jagen . . . Gemach! Gemach!
Ständig wächst um dich der schimmernde Tag
Und die Nächte schrumpfen zusammen:
Bald ist das Licht der Finsternis gleich,
Und die goldenen Sonnenflammen
Triumphieren im jungen Reich!

Such' nicht nach Kränzen:
Die Blumen sind tot, sie ruhen.
Aber auf goldenen Strahlenschuhen
Huscht ein Glänzen
Und Leuchten und Lachen
Schon um die Zweige, mit Knospen behangen. —
Kommt erst der Lenz ins Land gegangen,
Wird er der Wunder viele machen!

Still, töricht Herz! Der Winter regiert,
Doch aus der Ferne hallt schon ein Dröhnen:
Aus dem Frühlingslande, dem schönen,
Kommen bald Truppen anmarschiert!
Kämpfen und Ringen und Sonnensieg,
Bis die alte Wahrheit wird wahr!
Und dies Rüsten zum heiligen Krieg
Nimmt jetzt den Anfang, im Februar!

Humoristisches.

Kindliche Folgerung. Hänschen: „Vater, der Onkel lebt wohl mit seiner Frau in recht lustiger Ehe?" — Vater: „Wie kommst du denn darauf, Junge?" — Hänschen: „Weil du vorhin zu Mutter sagtest, er tanzt zu Hause nach der Flöte seiner Frau!"

* * *

Der Pantoffelheld im Wirtshaus. Herr Duckmann (renommierend): „Bei mir zu Hause muß alles nach meinem Kopfe gehen." — Stammgast: „Haben es gehört, sogar das Küchengeschirr!"

Für unsere Frauen

Kinderpflege und Erziehung

Treten bei zahnenden Kindern krankhafte Erscheinungen auf, so darf man sich niemals damit abfinden, es handle sich etwa um Nebenerscheinungen des Zahnes, die von selbst vergehen. Auf diese Weise werden leicht Krankheiten verschleppt, die, wenn der Arzt zu spät gerufen wird, nur schwer zu bekämpfen sind. Der Laie vermag keinesfalls zu unterscheiden, ob die Krankheitserscheinungen auf das Zahnen zurückzuführen sind oder einen anderen Grund haben. Ueberdies ist in beiden Fällen ärztliche Hilfe erforderlich. Insbesondere sei davor gewarnt, nervöse Erscheinungen, wie Krämpfe, leicht zu nehmen.

Das Loch in der Schürze. Wohl niemand von uns Eltern wünscht, daß seine Kinder sogen. Musterkinder seien, also Geschöpfe, die immer „artig" sind, jeden Befehl prompt ausführen, jedes Verbot peinlich beachten. Natürlich, wir machen ein böses Gesicht, wenn Hans und Grete täglich mit einem Loch in der Schürze, im Rock oder gar im Kopf nach Hause kommen, aber heimlich freuen wir uns darüber: das sind wilde Füllen, werden einmal keine Duckmäuser werden. Aber wenn sich nun Mutter jeden Abend hinsetzt und seufzend all die Löcher flickt (die im Kopf ausgenommen), so ist das nicht recht, denn das bedeutet eine Prämie auf Unachtsamkeit und Uebermut. Nein, die Grete und auch der Hans sollen angehalten werden, den Schaden, den sie angerichtet haben, selbst zu reparieren, selbst die Nadel zur Hand zu nehmen und lernen, den Faden so fein zu führen, daß man von den Zeugnissen der Bocksprünge kaum noch etwas merkt. So lernen sie, vorsichtiger werden, so lernen sie Verantwortlichkeit und auch Selbständigkeit.

Küchenrezepte

Gegen spröde Haut wird gelbes Wachs in Form von Wachssalbe mit bestem Erfolg benutzt. Besonders empfehlenswert sind die mit verdünntem Glyzerin hergestellten Wachsemulsionen. Das Verfahren ist so einfach, daß man solche Präparate im Haushalte ohne Schwierigkeiten selbst herstellen kann. Es werden 50 Gramm gelbes Wachs im Dampfbade geschmolzen und unter Umrühren mit 1 Gramm (25 Tropfen) Salmiakgeist erhitzt, bis der Salmiakgeistgeruch völlig verschwunden ist. Die Masse hat nun die Eigenschaft, sich mit Wasser mischen zu lassen und man setzt ihr unter Umrühren eine Mischung von 25 Gramm Glyzerin und 25 Gr. destilliertem Wasser zu. Das Ganze wird jetzt vom Feuer genommen und bis zum Erkalten gerührt.

Gesundheitspflege

Schlafen bei offenem Fenster. Gänzlich ungerechtfertigt ist das Schlafen bei offenem Fenster immer noch mehr oder weniger eine angefeindete Sache und ebenso wie die Nachtluft als der Gesundheit schadend betrachtet. Was die Nachtluft betrifft, so ist die nur schädlich, wenn die Oertlichkeit eine sumpfige ist. In Gegenden aber mit trockenem Boden auf Bergen und in höheren Wohnungen ist ganz entschieden die Nachtluft reiner und gesunder als die Tagluft. Will man nun Luftzutritt während des Schlafens haben, so verfahre man in folgender Weise. Dabei ist zunächst zu bemerken, wer neben dem Schlafzimmer noch über ein zweites während der Nacht unbewohntes Zimmer verfügen kann, der hat nichts weiter zu tun, als nachts die Verbindungstüren zwischen beiden Zimmern zu öffnen und je nach der Kälte der Jahreszeit im andern Zimmer einen oder zwei obere Fensterflügel, ja im Sommer, wenn es heiß ist, sämtliche Fenster zu öffnen. Wer aber nur ein bloßes Schlafzimmer hat, der öffne einen der oberen, jedoch vom Bett selbst möglichst entfernten Fensterflügel, und zwar so weit, daß der Querriegel zwischen Fenster und Fensterflügel eingeschoben wird, oder klemme einen Korkstöpsel zwischen beide fest und binde mit einer Schnur die beiden Fenstergriffe so aneinander, daß das geöffnete Fenster zur Nachtzeit sich nicht bewegen kann und nur eine gleichmäßige Spalte offen bleibt. Hierauf läßt man die Vorhänge, Rouleaux herunter. Auf diese Weise wird das Zimmer, ohne daß irgend ein Zug entstehen kann, gelüftet und die Gesundheit des Schlafenden ganz wesentlich gefördert.

Hauswirtschaftliches.

Herstellung einer guten Brandsalbe. Man schmilzt einhalb Lot Wachs mit 4 Lot Leinöl. Die fast erkaltete Masse wird mit einem möglichst geklärten Eidotter verrührt und die Salbe ist fertig zum Gebrauch. Leichtere Brandwunden, wo die Haut noch vorhanden ist, kann man auch so behandeln, daß man das verbrannte Glied in ein Bad bringt, welches nach und nach immer kälter zu machen ist. Auch Spiritusumschläge, in kleineren Zeiträumen erneuert, bewähren sich. Ist es eine leichte Verbrennung, so verschafft schon etwas aufgestreute zerstoßene Holzkohle, oder statt dessen Mehlbestreuung Linderung. Ebenso haben wohltätige Wirkung Umschläge von rohen geriebenen Kartoffeln.

Wie hält man die Nähmaschine stets in guter Ordnung? Dies wichtige Möbel will gut behandelt sein. Und zwar verlangt sie nach andauerndem mehrtägigen Benutzen einer gründlichen Reinigung, die man auf folgende Weise bewerkstelligt: Nachdem der Treibriemen abgenommen, entfernt man auch das Schiffchen aus der Maschine und spritzt nun aus sauberem Kännchen in alle nur entdeckbaren Löcher Petroleum ein. Dann tritt man kräftig durch, reibt alle Teile der Maschine, die sich bruchern, mit einem getränkten Läppchen ab, säubert mit alter Leinwand und fettet nun, ebenfalls in alle Löcher, mit bestem Oel ein. Schiffchen, Steppfüße und anderes Zubehör sind ebenso zu reinigen — und einzufetten. — Sind sehr harte oder stark gesteifte Stoffe zu nähen, so hilft das Bestreichen der Nahtstellen mit trockener Seife.

Buntes Allerlei.

Die Katzenzucht ist rentabel! Es war natürlich ein Amerikaner, der auf den Einfall gekommen ist, aus der Katzenzucht eine Million herauszuschlagen. Bekanntlich hat jede Katze ungefähr zwölf Junge im Jahre. Für weiße Katzenfelle bezahlt man im Großeinkauf ca. 60 Cts. und für schwarze Fr. 3.75, für jedes Katzenfell also durchschnittlich Fr. 1.70. Hat eine solche Katzenzuchtanstalt eine Million Tiere bei einander, so wird sie jährlich 12 Millionen Felle produzieren und damit auf eine tägliche Bruttoeinnahme kommen von ca. 50,000 Fr.. Da ein Mann sehr gut für 10 Fr. fünfzig Katzen wird abziehen können und der ganze Betrieb etwa 1000 Mann beschäftigen wird, dürfte nach Abzug der übrigen Betriebskosten ein täglicher Reingewinn herausschauen von ca. 30,000 Fr. Platz für eine solche Katzenzuchtanstalt gibt es ja in Amerika noch genug. Es wird sich jedoch fragen, wie man die Katzen ernähren soll. Auch darauf hat der Amerikaner rasch eine Antwort: der Züchter wird einfach auch die Rattenzucht in seinen Betrieb aufnehmen und mit den Ratten die Katzen ernähren. Bekanntlich vermehren sich die Ratten vier mal schneller als die Katzen. Womit aber sollen die Ratten ernährt werden? Ganz einfach mit den Kadavern der abgezogenen Katzen. Nichts einfacher als das! Ob der schlaue Amerikaner den Fellbetrieb demnächst eröffnen wird?

* * *

Schick nicht ins Leben spähend deine Blicke,
Das Glück erwartend mit der Sehnsucht Pein,
Bau' dir zum Glück mit eigner Hand die Brücke;
Beglücke du, so wirst du glücklich sein!